

Würzburger Erntearbeit

Semestereröffnungsgottesdienst am 14.10.2024

Mutterhauskirche der ErlöserSchwestern, Würzburg

Heiliger Burkard: Jes 61,1-3a // 1 Thess 2,2b-8 // Mt 9,35-38

Prof. Dr. Matthias Remenyi

Liebe Brüder und Schwestern im Glauben!

Schön, dass wir hier und heute wieder zusammen Gottesdienst feiern können; schön, so viele freundliche Gesichter hier im Rund zu sehen: alte und neue! Es ist gut, uns, unsere Fakultätsgemeinschaft und das nun beginnende Wintersemester 2024 unter Gottes Schutz und Segen zu stellen.

Wir tun das an einem für das Bistum Würzburg besonderen Tag: dem Fest des Heiligen Burkard, des ersten Bischofs von Würzburg. Der 14. Oktober ist sein Gedenktag. Die Texte der heutigen, speziell für Würzburg geltenden Leseordnung und die Gebete der Liturgie sind darauf abgestimmt. Historisch gesichert wissen wir von Burkard nicht allzu viel. Geboren irgendwann am Ende des 7. Jahrhunderts, zieht der angelsächsische Benediktinermönch mit dem heiligen Bonifatius, dem Apostel der Deutschen, vermutlich 718 auf das Festland, um im Auftrag des Papstes Germanien zu missionieren. Ab 739 wird das Gebiet des heutigen Frankens, Hessens und Thüringens zu seinem Wirkungskreis. 740/41 gründet er das Kloster Neustadt am Main und wird dort Abt, 742 wird er von Bonifatius zum ersten Bischof des neu gegründeten Bistums Würzburg geweiht. Burkard kümmert sich um die Konsolidierung der jungen Diözese und die Verkündigung des Glaubens, er festigt kirchliche Strukturen, wirkt aber auch als aktiver Reichspolitiker und Teilnehmer an verschiedenen Reichssynoden. Die drei Frankenapostel Kilian, Kolonat und Totnan werden von ihm zu Diözesanpatronen erhoben. Am 2. Februar 755 stirbt er in Würzburg. 986 wird Burkard heiliggesprochen und seine Gebeine in die heutige Kirche St. Burkard überführt, aber erst 1955 wird dort sein Grab wiederentdeckt.

Die Texte der heutigen, Würzburger Leseordnung sind ganz auf das Wirken des ersten Bischofs von Würzburg ausgerichtet. Sie erzählen von der Verkündigung des Evangeliums, von Sendung und Mission, Jüngerschaft und Aposteldienst – und besonders der kleine Abschnitt aus dem Matthäusevangelium tut dies mit kräftigen Bildern, die wir alle zwar vielleicht nicht mehr aus unserem Alltagsleben, wohl aber aus der Schrift kennen: von Schafen und Hirten wird da gesprochen, und von der großen Ernte, für die es Arbeiter brauche. Gemeint ist hier aber nicht das jüngste Gericht, sondern die Sendung, der Verkündigungsdienst der Jesus-Jünger. Der heilige Burkard, so die Aussage der Textauswahl am heutigen Tag, war so ein Hirte, der seine Schafe gut geführt hat, und er war so ein Erntearbeiter im Würzburger Weinberg seines göttlichen Herrn.

Die Menschen, so heißt es bei Matthäus, sind erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben. Dieses Bild von den Schafen ohne Hirten ist eine beliebte biblische Metapher, um die Not des Volkes darzustellen. Blicken wir heute in die Kirche, finden wir ebenfalls viel Not, viel Müdigkeit und Resignation. Freilich könnte man heute manches Mal und mancherorts eher aufseufzen und sagen, sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die *solche* Hirten haben... Aber das wäre vielleicht doch zu billig.

Stattdessen schlage ich vor, dass wir uns vom heiligen Burkard und den bischöflichen Hirten wieder lösen und auf uns selbst blicken. Denn diese Arbeiter im Erntetross ihres Herrn, das sind nicht nur die geweihten Amtsträger, sondern das sind wir. Wir alle sind im Sinne des heutigen Evangeliums Erntearbeiterinnen und Erntearbeiter, die gerufen sind, die Botschaft von der Menschenfreundlichkeit unseres Gottes weiterzutragen. Und denken wir an unsere Taufwürde, so wird klar: Auch wir sind Hirtinnen und Hirten, in der Taufe gesalbt zum priesterlichen, prophetischen und königlichen Dienst, gesandt also zu heiligen, zu lehren und zu leiten. Jede und jeder auf seine Weise, jede und jeder in der Spur seines und ihres ureigenen Charismas. Der Hirtendienst ist uns allen in die Taufwiege gelegt. Die Würzburger Erntearbeit, sie ist uns allen übertragen.

Aber wie? Mir sind im Durchgang durch unsere heutigen Texte drei Begriffe in den Sinn gekommen, die mir wichtig scheinen und über die ich gerne mit Ihnen und Euch ein wenig nachdenken möchte: Zugewandtheit, Universalismus und Selbstbescheidung.

Zunächst zur **Zugewandtheit**. Es fällt auf, dass die kleine Perikope aus dem heutigen Tagesevangelium eine Scharnierfunktion bei Matthäus einnimmt. Sie leitet nämlich die sogenannte Jüngerrede Jesu im 10. Kapitel ein, bei der es um die Wahl der Zwölf und ihre Aussendung geht. Und sie schließt das 8. und 9. Kapitel mit den Heilungsgeschichten Jesu ab. Darauf nimmt das heutige Evangelium nochmals Bezug, wenn es summarisch von den Krankenheilungen Jesu berichtet.

Ich glaube, dass das kein Zufall ist. Jesus verkündet seine Reich-Gottes-Botschaft nicht einfachhin, sondern er lebt sie mit seiner ganzen Person, mit Haut und Haar. Und er lebt sie in Form der radikalen Zugewandtheit zu den Menschen, besonders zu den Armen und Kleinen, den Zukurzgekommenen und Marginalisierten. Er verkündet, indem er heilt. Und er will, dass wir es genauso tun: von Gottes Barmherzigkeit erzählen, indem wir Barmherzigkeit üben. Seine Menschenfreundlichkeit bekennen, indem wir offen, einladend und menschenfreundlich interagieren. Seine Freundlichkeit in alle Welt tragen, indem wir selbst freundlich sind. Wir müssen die Menschen, zu denen wir gesandt sind, schon mögen – oder zumindest mögen wollen –, wenn unser Tun eine Chance haben soll.

Der Apostel Paulus spricht in der zweiten Lesung davon, wie er und seine beiden apostolischen Gefährten gerade nicht ihre Autorität ausgespielt und auf ihr Ansehen gepocht hätten, sondern wie sie den Menschen aus Thessaloniki mit Freundlichkeit begegnet seien und wie sie ihnen zugetan gewesen seien, so wie eine Mutter für ihre Kinder Sorge. Ja, richtiggehend „lieb geworden“ (1 Thess 2,8) seien sie ihnen. Sie wollten die Leute aus Thessaloniki nicht nur am Evangelium Christi teilhaben lassen, sondern an ihrem eigenen Leben. Wir dagegen klassifizieren in unserer Pastoral oft genug und teilen ein, wer unseren Erwartungen entspricht und wer nicht. Wir entscheiden nach unserem moralischen Gutdünken, um ein bekanntes Beispiel aufzurufen, welches Liebespaar einen liturgischen Segen im Kirchenraum bekommt, und welches stattdessen nur einen schnell hingeworfenen 15-Sekunden-Segen irgendwo draußen im Vorübergehen, jedenfalls außerhalb von Gottesdienst und Liturgie. Das ist absurd.

Wie es stattdessen geht, was stattdessen zu tun wäre, steht in der ersten Lesung aus Jesaja: Das Freudenjahr des Herrn wird proklamiert, indem gebrochene Herzen geheilt, Gefangene befreit und Trauernde getröstet werden – geheilt, befreit, getröstet, nicht aber kategorisiert, rubriziert und bewertet.

Damit bin ich schon bei meinem zweiten Stichwort, das mir wichtig ist: **Universalismus**. Es hängt eng mit dem Vorherigen zusammen. Denn Jesus, so steht es im Tagesevangelium, heilte „alle Krankheiten und Leiden“ (Mt 9,35). Nicht nur die von ausgewählten Gemeindeführern mit entsprechendem Lebenslauf, sondern alle. Alle werden geheilt, die sich an ihn wenden.

Nun sind wir nicht Jesus, und unsere Kraft zu heilen ist begrenzt in vielerlei Hinsicht. Aber von dem Universalismus, der aus dieser matthäischen All-Aussage spricht, von dem sollten wir uns nicht vorschnell und leichtfertig dispensieren lassen. „Die Ernte ist groß“ (Mt 9,37), so heißt es dann ausdrücklich. Die Reich-Gottes-Botschaft kennt *per definitionem* keine Beschränkung nach Gebiet oder Ethnie, nach Geschlecht, Herkunft oder Gruppenzugehörigkeit, denn es ist die Botschaft Gottes, des Schöpfers von Himmel und Erde, des Gottes, der sein Bild in jeden einzelnen Menschen auf dieser Welt gelegt hat – und nicht die irgendeines Götzen. Dieser Universalismus ist nicht gegen den heilsgeschichtlichen Partikularismus auszuspielen. Auch das Volk Israel lebt seinen besonderen Bund mit Gott von Anfang an stellvertretend und eschatologisch offen. Denken Sie nur an den Noach-Bund, den Gott mit allem schließt, was lebt.

Eine wichtige Entscheidung, die wir angesichts schrumpfender gesellschaftlicher Bedeutung werden treffen müssen, ist die Frage, wie wir uns in Zukunft als Minderheit aufstellen wollen: als kleine Herde und heiliger Rest, mit klaren Innen-Außen-Grenzen und entsprechenden Verhaltensregeln und kulturellen Codices, oder als das, was die Schrift Salz und Sauerteig der Welt nennt, also als eine offene, einladende, auf die Gesellschaft hin ausgerichtete Existenz. Entscheidend wird sein, wie wir dabei das unterscheidend Christliche zu leben verstehen: in Abgrenzung und negativer Profilierung, oder in der Zuwendung zum anderen und in heilsamer Konturierung des uns gemeinsamen Lebensraums. Mit Blick auf die innerkirchlichen Reizthemen und Strukturfragen geht es dabei nicht so sehr um die Wahl zwischen progressiv und konservativ, sondern vielmehr um die Wahl zwischen liberal und autoritär.

Die vielleicht größte Herausforderung in unseren Breiten für diesen Universalismus liegt aber nicht darin, dass man uns mit Ablehnung entgegenträte, sondern in dem, was man den religiösen Indifferentismus genannt hat. Gemeint ist eine Haltung, in der der Glaube an Gott weder bejaht noch verneint oder auch nur bezweifelt wird – er ist schlicht irrelevant. Es ist egal, ob es Gott gibt oder nicht. Man lebt gut ohne ihn. Gott ist irrelevant. Ganz augenscheinlich werden wir mit unserer Botschaft nicht gebraucht. Jan Löffeld hat in diesem Frühjahr ein kluges Buch darüber veröffentlicht, Matthias Sellmann hat es in der aktuellen Herder-Korrespondenz nicht minder klug kritisch rezensiert: „Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt“, der sprechende Titel.

Wir müssen offen eingestehen: Wir haben noch keine guten Antworten darauf. Klar ist, dass das alte systematisch-theologische Konzept der anthropologischen Wende – alle Menschen sind Gottsucher, ob sie es wissen oder nicht, und wem nichts fehlt, hat's halt noch nicht begriffen –, dass dieses Konzept so einfach nicht mehr trägt. Klar ist auch, dass ein naives Optimierungsparadigma in der Pastoral – wenn wir nur besser performen, werden uns die Leute schon wieder folgen – ebenfalls nicht mehr in die Zukunft führt. Wie auch immer man sich hier in Systematik und Pastoral entscheiden mag, welche Wege man hier auch immer einschlagen wird: Den Universalismus des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, den dürfen wir uns nicht nehmen lassen, weil er im Bekenntnis des Eingottglaubens selbst begründet liegt. Wer sich von dem Gedanken verabschiedet, dass Gott sein Siegel in ein jedes, wirklich in jedes Menschenherz gelegt hat, verabschiedet sich vom Eingottglaube jüdisch-christlicher Provenienz.

Ich habe schon viel zu lange gesprochen, daher nur noch kurz zu meinem dritten Begriff: **Selbstbescheidung**. Die beiden erstgenannten Stichworte, Zugewandtheit und Universalismus, haben ein nicht geringes Überforderungspotential. Deshalb zum Schluss noch ein kleiner Entlastungsversuch. Der matthäische Jesus sagt nicht nur: „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenige Arbeiter“ (Mt 9,37). Sondern er sagt im unmittelbaren Anschluss auch: „Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden“ (Mt 9,38). Jenseits aller mehr oder minder geglückten Gebetsaktionen für pastorale Berufe lese ich dieses Wort als ein großes Entlastungsprogramm. Denn es lehrt uns eine Selbstbescheidung, die nicht klein macht, sondern die uns entlastet und uns freisetzt. Nicht wir sind die Herren der Ernte. Gott ist es. Gott ist der Herr der Ernte. Wir sind nur seine Würzburger Erntehelferinnen und Erntehelfer.

Uns kommt es zu, das uns Mögliche möglichst gut zu tun – in Zugewandtheit, Freundlichkeit und Herzensweite. Aber wir müssen uns nicht überfordern, müssen nicht ins Zwanghafte abgleiten. Gott obliegt es, sein Werk zu vollenden. Er wird auch die Menschen dazu begeistern, das Ihre dazu zu tun. Vielleicht auf Wegen, die wir uns nicht zu erträumen wagen. Vielleicht auf Wegen, die uns verstören und ärgern. Aber wir dürfen fest darauf bauen, dass es am Ende gut sein wird. Auch das ist – neben dem Universalismus – eine Konsequenz unseres Eingottglaubens. Wir dürfen Gott bitten, dürfen uns ihm anvertrauen und unser Tun vertrauensvoll seinen Plänen anheimgeben. Diese Selbstbescheidung ist ein Befreiungs- und ein Entlastungsprogramm.

Und wer weiß: Vielleicht sind ja gerade die uns so verstörenden Indifferenten die wichtigste Erntekolonie in Gottes eschatologischem Weinberg, weil sie uns lehren, unseren religiösen Furor endlich abzulegen und Gottes Wirken größer zu denken als die Reichweite unserer Religion. Wer weiß das schon. Wir dürfen gespannt sein.

Amen.